

MARION DÖNHOF

Die Wort-Mächtige

Marion Dönhoff hat den Journalismus in Deutschland geprägt wie keine zweite Frau und kaum ein Mann. Sie hinterließ uns etwas Unersetzliches: Maßstäbe

VON Susanne Gaschke | 26. November 2009 - 07:00 Uhr

© Marion Dönhoff Stiftung



1955 wurde Marion Dönhoff zum zweiten Mal Leiterin des Politikressorts der ZEIT. 1954 hatte sie das Blatt aus Protest gegen einen Schwenk nach rechts verlassen

Es ist lohnend, nach Marion Dönhoffs journalistischem Vermächtnis zu fragen – in Zeiten, in denen Teile des politischen Journalismus entschlossen scheinen, sich selbst abzuschaffen. Eine neue Bundesregierung braucht noch nicht einmal im Amt zu sein, bevor sie abgeschrieben wird. Unterinformierte Talkshow-Moderatorinnen »konfrontieren« Minister mit viertelwahren Behauptungen, zu denen diese »ganz konkret« Stellung nehmen sollen, bis sie unterbrochen werden. Zu wenige Journalisten machen die Bedingungen des politischen Handelns sichtbar, erklären beispielsweise, warum ein Koalitionskompromiss zwischen zwei Parteien von der Reinkultur eines Wahlprogramms abweichen darf. Dafür herrscht, besonders in den sogenannten Qualitätsmedien, eine bemerkenswerte Autoren-Eitelkeit, ein Insider-Wettbewerb darum, besonders schön oder scharf oder sarkastisch geschrieben zu haben, oft im Gestus überlegen-neutraler Schiedsrichterei.

Marion Dönhoff hat uns Methoden und Haltungen beim Schreiben hinterlassen, die Grundlage eines Gegenprogramms sein könnten. Da ist zunächst ihre Positionierung als Autorin im Text. Die Ichform taucht bei ihr erstaunlich häufig auf – zu einer Zeit, als sie bei den Angelsachsen sehr wohl üblich, in deutschen Medien aber verloren gegangen war. Heinrich Heine und natürlich englische Zeitungsautoren wie Charles Dickens hatten im 19. Jahrhundert durchaus »ich« geschrieben, aber es war ein kleines Ich, das sich nicht in den Vordergrund drängte, sondern einfach die Subjektivität des Reporters anzeigen sollte. Dieses kleine Ich benutzt Dönhoff, wenn sie 1984 in Polen unter dem Kriegsrecht

den Minister für Wirtschaftsreform nach den veralteten Maschinenparks der Industrie und den Landwirtschaftsminister über die Entwicklung der Geflügelproduktion ausfragt: »Und immer wieder habe ich meinen Gesprächspartnern auch die Frage gestellt, ob die Lage heute besser sei als ›vor der Solidarität‹ – mit anderen Worten, ob doch einiges von dem großen, hoffnungsvollen Aufschwung geblieben ist.« Dönhoffs Autoren-Ich leidet mit den Gutwilligen bei der Überwindung der Apartheid in Südafrika, es staunt über die dörfliche Solidarität in Indien, es versucht, eine Rationalität in der kalten Sozialpolitik Ronald Reagans zu erkennen. Der Leser hat stets das Gefühl, bei einem forschenden, tastenden Gespräch zugegen zu sein. Er bekommt, das war Marion Dönhoff wichtig, die Instrumente und Informationen an die Hand, die er braucht, um sich selbst ein Urteil zu bilden. Ein übergroßes Reporter-Ich ist dazu nicht nötig.

© dpa

Alle Artikel zum 100. Geburtstag von Marion Dönhoff. Bitte klicken Sie auf das Bild [Marion Dönhoff hat wieder und wieder gefordert, Journalisten sollten sich die Voraussetzungen ihrer Arbeit vergegenwärtigen und ihre erkenntnisleitenden Interessen offenlegen.](#) »Was ist Wahrheit?«, schrieb sie in einem Artikel nach der Barschel-Affäre 1987: »Niemand ist ganz frei von Vorurteilen, und kaum einer der Rechercheure, der nicht auf der Jagd nach der Wahrheit – seiner Wahrheit – genau die Spuren entdeckt, die zu finden er ausgezogen war.« Zeit- und Auflagedruck: Regelmäßig thematisierte sie auch die Rahmenbedingungen moderner journalistischer Arbeit, die sich inzwischen weiter verschärft haben. Ihr war klar, dass sie es als Autorin einer Wochenzeitung mit einem wohlwollenden Verleger leichter hatte als viele Kollegen von hastigeren Medien. Aber ihre Beobachtung, dass dieser vielfältige Druck sich negativ auf die Qualität der Berichterstattung auswirke, bleibt richtig. Womöglich wird es für Verleger (auch für die von Online-Erzeugnissen) irgendwann eine Grenznutzenfrage, ob noch mehr Beschleunigung ihr Produkt konkurrenzfähiger – oder einfach unbrauchbar macht.

Dönhoffs eigene berufliche Sozialisation jedenfalls fand unter ganz anderen Vorzeichen statt: Für Recherchen, zum genauen Hinschauen hatte man in den fünfziger und sechziger Jahren alle Zeit der Welt – dafür war das Geld äußerst knapp. Flugtickets waren Luxus. 1952 reiste Dönhoff von Amman nach Bagdad – in einem Taxi, in das sie sich mit vier weiteren Passagieren quetschte. Es war sandig, es war heiß, die Route und die Passkontrollen folgten geheimnisvollen eigenen Gesetzen, das Ganze dauerte endlose 24 Stunden, aber es lässt sich schwer bestreiten, dass sie dichter an das Land herankam, als es ihr mit einem klimatisierten Direktflug gelungen wäre. Vielleicht ist es doch ein bisschen besorgniserregend, dass gerade Vertreter der Leitmedien inzwischen einen Lebens- und Reisestil für selbstverständlich halten, der mit den Alltagssorgen normaler Menschen nicht allzu viel zu tun hat. Und dass ihnen zudem die Zeit zum genauen Hinschauen allzu oft fehlt.

Als Marion Dönhoff 1951 nach New York flog (manchmal flog sie tatsächlich), war das natürlich etwas Außergewöhnlicheres als heute. Aber die eigenartige Konformität

der Flughafen-Kunstwelten in London, Shannon, Neufundland, wo die Maschine zwischenlandete, die »wasserdichte Gummihaut der Einheitszivilisation«, wie Dönhoff sie nannte, die lässt sich immer noch beobachten. »Es ist merkwürdig«, notierte die Fernreisende damals, »wie die moderne Technik über die uns vertraute Welt mit ihren Staatsgebilden, Sprachen und Nuancen ein Netz im sphärischen Raum gespannt hat, das von der Vielfalt dieses Lebens gar nichts weiß. Ob man dort unten mit Ochsen pflügt oder mit Traktoren, ob die Menschen demokratisch oder autoritär regiert werden, das ist von der Perspektive des Flugzeugs aus völlig belanglos. Man ist von allem gleich weit entfernt und steht außerhalb des Lebens; und die Punkte, an denen man die Erde berührt, die Flugplätze, sie sind alle gleich.«

»Globalisierung« ist inzwischen ein politisch-medialer Gemeinplatz geworden. In der Berichterstattung wird sie oft auf rein wirtschaftliche Zusammenhänge reduziert. Marion Dönhoff aber betrachtete das Phänomen nicht passiv und von außen, sie wirkte auf ihre Weise als aktiver Teil des Globalisierungsprozesses: Sie nahm ihre Leser in ein weltweites Diskussionsforum mit, lange bevor vom Internet die Rede war.

Sie hatte keine Hemmungen, einen Artikel auf Thesen aus der *International Herald Tribune*, der amerikanischen Vierteljahresschrift *National Interest* oder dem *Atlantic Monthly* zu gründen, obwohl ihr Publikum die dort geführten Debatten in den seltensten Fällen verfolgt haben dürfte. Was machte das? Sie konnte doch referieren! Sie kam gar nicht auf den Gedanken, dass sich irgendjemand für die neueste Steuergesetzgebung in den USA *nicht* interessieren könnte – und dementsprechend waren solche Gegenstände, von ihr geschildert, dann auch äußerst interessant. Man konnte an ihrer Seite durch Washington wandern, den Außenminister besuchen, beim Sicherheitsberater des Präsidenten vorbeischaun, Harvard-Professoren und Abgeordnete und führende amerikanische Berichtersteller treffen und die intellektuelle Stimmung im Land beim Lesen förmlich einatmen.

Dass die Leseerfahrung bei Dönhoff-Texten oft so intensiv war, mag auch daran liegen, dass literarische Schilderungen von Menschen und Ereignissen ihre Stärke waren. Ihre Beschreibung großer Paraden im unabhängig gewordenen Indien erinnert in ihrer Üppigkeit und Farbenpracht an die *Dschungelbücher* Rudyard Kiplings, der als Zeitungsmann gearbeitet hatte, bevor er Schriftsteller wurde. Das von ihr skizzierte Zusammentreffen mit einem jungen Inder in Hyderabad, der sie an der Tür des Hotelzimmers um eine Schreibmaschine anflehte, weil er nur mit dieser Schreibmaschine seinen Traum vom Reporterleben verwirklichen zu können glaubte – man wünscht sich, sie hätte einen Roman um dieses Erlebnis herum erfunden.

Auch sie selbst wünschte wohl manchmal, sie hätte statt des schönen Journalismus die Literatur gewählt. Aber ihren Artikeln kam die überschüssige literarische Energie zugute. Marion Dönhoff hatte keine Schwierigkeiten, sich schon 1986 eine weltweite Finanzkrise von ähnlichen Ausmaßen vorzustellen, wie wir sie gerade erleben. Über die

Verschuldung der Dritten Welt schrieb sie damals in einem Leitartikel: »Die Gläubiger sind zum großen Teil internationale, vor allem amerikanische Großbanken. Es ist eine kleine Anzahl von Banken, die diese gewaltigen Summen ausgeliehen hat. Wenn nur eine von ihnen Bankrott erklärte, bräche das ganze Kartenhaus internationaler Finanzierung zusammen.« Als in Südafrika Anfang der neunziger Jahre noch niemand wusste, wie das Land dem Chaos entgehen sollte, entwarf sie in ihren Artikeln Pläne für Runde Tische und Verfassungsgebende Versammlungen. Im Kältesten Krieg konnte sie sich eine Überwindung der Blockkonfrontation vorstellen. Zu ihrer Fähigkeit, die Vision von demokratischen Institutionen zu beschwören, wo für den Moment nur Unordnung und Feindseligkeit regierten, wird natürlich die Erfahrung beigetragen haben, nach dem Zweiten Weltkrieg ins Nichts geschaut und alle Willens- und Vorstellungskraft auf den Neuanfang gerichtet zu haben.

Wir, die wir heute leben und arbeiten, finden uns in einer komplett ausformulierten und durchgestalteten Welt, in der es sehr schwer ist, etwas ganz anderes als das Bestehende zu denken. Ein wenig mehr literarische Fantasie täte uns gut beim Nachdenken über die Zukunft. Mit etwas mehr Fantasie ließe sich auch ein gewisser Zwang zur Fortschrittsfreundlichkeit überwinden: »Kulturpessimismus« gilt ja unter Journalisten als anstößig. Aber kann jemand, der überhaupt Fantasie hat, ausschließlich optimistisch sein? Marion Dönhoff, obwohl wahrhaftig keine Schwarzseherin, hielt immer alles für möglich: auch dass der entfesselte Kapitalismus die Menschen so entwurzeln und brutalisieren könnte, dass sie die Errungenschaften von Zivilisation und Demokratie wieder zerstören. Wenn nicht freundliche Vernunft dem entgegentritt.

COPYRIGHT: DIE ZEIT, 26.11.2009 Nr. 49
ADRESSE: <http://www.zeit.de/2009/49/Doenhoff-Journalismus>